

Hoffnung diesseits und jenseits des Todes

Österliche Impulse im Neuen Testament

Podium Katholikentag Münster 2018

Himmel – Hölle – Ewigkeit.

Ökumenischer Friede – zumindest im Jenseits?

Samstag, 12. 5., 11.00 – 12.30,

Bezirksregierung EG, Saal 1, Domplatz 1-3

Thomas Söding

Die Bibel ist geschrieben worden, damit sie gelesen wird: von Generation zu Generation, von Region zu Region, persönlich und gemeinschaftlich. Die Bibel ist auch geschrieben worden, damit sie klug interpretiert wird, mit großer Sorgfalt für den Text, mit hoher Sensibilität für die Zeichen der Zeit und mit dem langen Atem einer lebendigen Tradition, die sich ständig neu erfindet. Die Auslegung der Bibel wird, so Gott will, nie zur Ruhe kommen, solange die Zeit währt. Sie wird, Gott sei Dank, immer aufrütteln und neugierig machen.

Kaum eine Frage rüttelt so sehr auf und macht so neugierig wie die letzte Frage, die Frage aller Fragen: Ist mit dem Tod alles aus? Gibt es Hoffnung über das Grab hinaus? Und welches Leben vor dem Tod wird möglich, wenn man auf ein Leben nach dem Tod hoffen darf? Ist Gott der, der die Toten lebendig macht?

Biblische Skepsis

Es gibt – neben der Jungfrauengeburt – keinen Artikel des Glaubensbekenntnisses, der auf so viel Skepsis stößt wie die Auferstehung der Toten. Diese Skepsis kann nicht überraschen. Sie spiegelt das Unglaubliche einer Hoffnung wider, die man nur wider aller Hoffnung haben kann. Die Skepsis ist keineswegs neu, sondern so alt wie der Auferstehungsglaube selbst. „Eine Auferstehung der Toten gibt es nicht“, zitiert Paulus eine Parole, die in Korinth populär gewesen ist (1 Kor 15,12), in einer vom Apostel selbst gegründeten Gemeinde. Der Erste Thessalonicherbrief, die vielleicht älteste Schrift des Neuen Testaments, wäre wohl gar nicht geschrieben worden, wenn nicht in der Kirche die Angst geherrscht hätte, wer vor der Parusie Jesu Christi den Tod erleidet, sei ewiglich vergessen und verloren. Große Teile des Alten Testaments schweigen von der Erwartung eines gesegneten Lebens über den Tod hinaus; alt und lebenssatt zu sterben, gilt das höchste der Gefühle. Das Neue Testament hält fest, dass im Judentum – wie heute – die Ansichten auseinandergehen: Während einige, zur Zeit Jesu die Pharisäer, an die Auferstehung der Toten glauben, lehnen die anderen, z.B. die Sadduzäer, sie ab (Apg 23,8).

Das beredte Schweigen und kontroverse Fragen ist keine Schwäche der Bibel, die durch eine forsche Dogmatik kuriert werden müsste, sondern eine Stärke, die davor warnt, den Mund zu voll zu nehmen, wenn das betrachtet und besprochen wird, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. Wären die Zweifel, die Fragen, die Einwände nicht wichtig, hätten sie den Weg in den kanonischen Text nicht gefunden.

Selbst die Osterevangelien halten in allem Freimut fest, wie schwer es den Osterfrauen (Peter Handke) und den Aposteln gefallen ist, an die Auferstehung Jesu zu glauben – der ihnen doch erschienen ist. Eher sehen sie Gespenster als Jesus selbst (Lk 24); eher wird der Gärtner zum Störer der Totenruhe als zum Bild Gottes (Joh 20); eher wird der Mann am Ufer beim Kohlenfeuer zum großen Unbekannten als zum schmerzlich vermissten Freund (Joh 21).

Gott sei Dank hat in der Bibel nicht die Skepsis das letzte Wort, sondern die Verheißung Jesu: „Ich lebe – und auch ihr werdet leben“ (Joh 14,19). Aber würde die Auferstehungsbotschaft nicht auf Skepsis stoßen, wäre sie auch nicht glaubwürdig. Die biblischen Erzählungen öffnen die Weite der Hoffnung diesseits und jenseits des Todes, indem sie den Menschen eine Stimme, ein Gesicht und einen Namen geben, die nicht aus ihrer Haut können, aber auch nicht auf sich selbst zurückgeworfen, sondern über sich selbst hinaus geführt werden. Skepsis kann Staunen, Staunen kann Glauben werden und Glauben Hoffnung begründen. Aber eine Hoffnung, die nicht aus dem Glauben wüchse, wäre keine; ein Glaube, der nicht staunte, wäre schrecklich; ein Staunen, das die Skepsis leugnete wäre allenfalls ein Sich-Wundern. Die biblische Auferstehungsbotschaft diffamiert die Skepsis nicht, sondern gibt ihr einen wichtigen Platz im Leben der Menschen, die allesamt den Tod erleiden müssen. Die biblische Skepsis ist so groß wie die Trauer, das Unverständnis, das Leiden und das Aufbegehren, aber auch das Verstummen; sie ist so groß, dass sie selbst gegen die Skepsis skeptisch wird.

Biblische Trauer

Die Auferstehungshoffnung, die Jesus macht und die alle in seiner Nachfolge teilen sollen, verdrängt nicht den Tod und verdächtigt nicht die Trauer. Im Gegenteil: Ohne Tod gibt es keine Auferstehung und ohne Trauer keine Freude, die mehr ist als Triumphgeheul. Um Lazarus, den gestorbenen Freund, weint Jesus, bevor er ihn aus dem Grab ruft (Joh 11). Das Alte Testament widmet ein ganzes Buch den Klageliedern, die der Trauer eine Sprache geben, ohne dass sich Heiterkeit am Horizont abzeichnete. Die Frauen aus Galiläa machen nichts falsch, als sie sich in aller Herrgottsfrühe am ersten Tag der Woche auf den Weg zum Grab machen – auch wenn sie nach dem Lukasevangelium der Engel fragt: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ (Lk 24).

„Trauert nicht wie die übrigen, die keine Hoffnung haben“, schreibt Paulus nach Thessalonich (1 Thess 4,13). Er sagt weder, dass alle, die nicht zur Kirche gehören, verdammt sind, noch, dass diejenigen, die glauben und hoffen, nicht trauern sollen. Er unterscheidet vielmehr zwei Arten der Trauer: eine mit und eine ohne Auferstehungshoffnung. Im menschlichen Mitgefühl, in der tiefen Irritation über ein definitives Lebensende, im Schmerz über den Verlust eines geliebten Menschen unterscheiden sie sich nicht. Die Antike kennt herzergreifende Zeugnisse einer Trauer aus Liebe zum verstorbenen Kind, zur verstorbenen Ehefrau, zum verstorbenen Gatten, zu den verstorbenen Eltern, ohne dass es die Aussicht auf ein ewiges Leben in der Fülle der Gegenwart Gottes selbst gäbe. Auch heute sprechen viele Todesanzeigen diese Sprache.

Der Unterschied zu einer Trauer mit Hoffnung besteht nach Paulus darin, dass es mehr Grund gibt, in die Zukunft zu schauen, als es das Sprichwort sagt: Die Zeit heilt alle Wunden. Ob diese Sentenz mehr als nur die halbe Wahrheit sagt, mag dahingestellt bleiben. Aber die Auferstehungshoffnung könnte nicht so groß sein, wie sie ist, wenn sie den Tod marginalisierte – und damit alles, was er mit sich bringt: Leid, Schmerz, Klage – Trauer.

Das Auferstehungskapitel des Ersten Korintherbriefes ist durchgängig auch ein Appell, den Tod wahrzunehmen und anzunehmen. In Korinth scheint bei einigen die Unfähigkeit – oder die Unwilligkeit – zu trauern zu herrschen, weil sie in dualistischen Leib-Seele-Konzepten befangen gewesen sind, die alles auf die Unsterblichkeit einer platonisch gedachten Seele fokussieren, aber die Wunden des Körpers und die Schmerzen des Herzens übergehen wollen.

Für Paulus wäre das eine halbe Hoffnung. Bevor von der Auferweckung Jesu gesprochen werden kann, gilt es, sein Sterben „für unsere Sünden“ zu verkünden (1 Kor 15,3-5) – nicht als Gegensatz, sondern als Entsprechung. So ist es auch im Leben der Menschen. Der Apostel nimmt sich selbst nicht aus: „Jede Stunde sind wir in Gefahr, jeden Tag sterben wir“ (1 Kor 15,30-31). Dort, wo er von der Auferstehungshoffnung Zeugnis ablegt, leugnet er die Schwachheit, die Endlichkeit, die Demütigungen des irdischen Lebens nicht: „Gesät wird in Vergänglichkeit, auferweckt in Unvergänglichkeit; gesät wird in Schande, auferweckt in Ehre; gesät wird in Schwäche, auferweckt in Kraft“ (1 Kor 15,42). Wer, wie Paulus, Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod hat, braucht sich keine Illusion über das Leben vor dem Tod zu machen – und kann es dadurch achten.

Wäre die Trauer um einen geliebten Menschen – um ein geliebtes Tier oder um einen zerstörten Wald – theologisch falsch, müsste Gott einen Fehler gemacht haben, wenn er die Welt erschafft, jeden Tag neu. „Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen“, heißt es im Buch der Weisheit Salomos (Weish 11,20). Trauer ist eine Seite jener Liebe, die mit Gott selbst verbindet.

Diese Trauer ist menschlich; sie ist deshalb auch christlich. Sie braucht in der Kirche ihren passenden Ausdruck: in der Liturgie, in der nicht zu schnell Osterlieder angestimmt werden sollten, auf dem Friedhof, der von Kreuzen gezeichnet ist, in der Seelsorge, die Trauerarbeit sein muss, wenn sie Lebensmut machen will.

Wenn sie von der christlichen Hoffnung inspiriert wird, ist die Trauer dadurch geprägt, dass sie glauben möchte, einmal in Freude verwandelt zu werden. Christliche Trauerreden können deshalb nicht nur Nekrologe sein; Friedhöfe brauchen nicht an Wüsten, sondern dürfen an Gärten erinnern, die etwas Paradiesisches haben, Trauergespräche können Gott zur Sprache bringen, dessen Liebe stärker ist als der Tod.

Biblische Freude

Die christliche Bibel endet mit einem grandiosen Panorama der Vollendung; einem Prospekt der heiligen Stadt Jerusalem, die vom Himmel her die ganze Erde erfüllt und ein neues Paradies in ihren Mauern birgt – die aus zwölf offenen Toren bestehen. Durch sie ziehen alle Völker dieser Erde mit all ihren Schätzen, um sich an den Flüssen und Bäumen des Paradieses zu laben, ohne jedes Tabu, aber auch ohne alles Unreine, Unheilige, Ungute, das draußen vor der Tür bleiben muss, damit drinnen eitel Sonnenschein herrschen kann: der Glanz Gottes selbst (Offb 21-22).

Der Übergang von Draußen nach Drinnen, von der Zeit in die Ewigkeit, von der Erde zum Himmel wird nicht vergessen – was zynisch wäre angesichts der apokalyptischen Katastrophen, die das Corpus der Johannesoffenbarung bestimmen. Bevor er das Bild der himmlischen Stadt auszumalen wagt, hört der Prophet eine Stimme vom Thron Gottes: „Siehe, Gottes Wohnung bei den Menschen, und er wird mit ihnen wohnen, und er wird ihr Gott sein, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott, wird mit ihnen sein, und abwischen wird er alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid und Klage und Pein, denn das Erste ist vergangen“ (Offb 21,3-4).

Gott selbst wird nach dieser Vision tun, was jede Mutter mit ihrem und jeder Vater mit seinem Kind tun möchte: es trösten und umarmen, um die Tränen abzuwischen und ein Lächeln auf die Lippen zu zaubern. Die Trauer wird nicht ausgelöscht, aber in Freude verwandelt. Das ist die große Hoffnung, die der Bibel eingeschrieben ist und die in jeder Situation, in jeder Konfession neu entdeckt werden will.

Alle Konfessionen kennen in ihren Traditionen die Theorien und die Praktiken, den Radius dieser Hoffnung einzuschränken und andere auszuschließen, seien es die eines anderen Bekenntnisses, seien es die eines anderen Glaubens, seien es die gar keiner Religion. Aber gibt es echte Trauer und ernste Skepsis nur in den eigenen Reihen? Kann es dann echte Freude nur im eigenen Kreis geben?

Die Bibel spekuliert nicht, wie Gott die Welt richten wird und wie er seine Verheißung wahr machen wird, durch Jesus die Welt zu retten (Joh 3,17), weil er sie liebt (Joh 3,16). Aber die Heilige Schrift macht den Raum der Hoffnung weit und hält die Tür offen, damit die Schwelle der Hoffnung überschritten werden kann. Diese Weite und Offenheit ins Gespräch zu bringen, ist eine genuine Aufgabe ökumenischer Theologie. Sie kann auch am besten nur dadurch erfüllt werden, dass in der Breite und Tiefe der konfessionellen Vielfalt – in einer dialogischen Analyse von Stärken und Schwächen – die Suche nach einer Einheit konkret wird, die Lebende und Tote mit Gott verbindet.

Dem Johannesevangelium zufolge nimmt Jesus nach dem Letzen Abendmahl und der Fußwaschung in der Nacht, bevor er verraten und verhaftet wird, die namenlose Angst seiner Jünger auf, dass ihr Herr und Meister nicht nur durch sein Leiden und Sterben all ihre Messias Hoffnungen zertrümmert, sondern auch durch seine Auferstehung ihre Freundschaft zerbrechen lässt, weil er sich rettet, während sie in einer Welt des Todes zurückbleiben. Jesus redet seinen Jüngern deren Todesangst nicht aus. Er stellt dagegen seinen eigenen Tod und seine eigene Auferstehung, die er als Weg zu Gott deutet, den er geht, um wiederzukommen und seine Jünger mit sich zu nehmen – in die vielen Wohnungen, die Gott den Menschen im Himmel bereitet hat (Joh 14,1-3). „Jetzt seid ihr traurig. Aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird euch niemand nehmen“ (Joh 16,22). Mit einer solchen Zusage kann man leben – nicht ohne Skepsis und Trauer, aber voll freudiger Hoffnung.

Die lieben Verstorbenen wederzusehen – das ist der größte Herzenswunsch der Trauernden; er geht nicht fehl, wenn Jesus nicht in die Irre gegangen ist. Wenn es zur Auferstehung kommt, wird es freilich auch zum Wiedersehen mit den Feinden kommen – als die wir selbst anderen erschienen sein mögen und Gott gegenüber immer wieder in Erscheinung getreten sind; wenn die Bergpredigt keine Häresie ist, wird es freilich durch das Gericht hindurch zu einer großen Versöhnung kommen können. Paulus hat so gedacht und den Römern geschrieben: „Die Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,5).

Eine Theologie, die so viel Freude macht, muss selbst in einen Jubelsturm ausbrechen können – wie Paulus es, den Propheten Hosea am Ohr (Hos 13,14 LXX), den Korinthern mitteilt: „Wenn aber dieses Vergängliche mit Unvergänglichkeit bekleidet ist und dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit, dann ereignet sich das Wort, das geschrieben steht: Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1 Kor 15,54-55).